



Die Baustelle: das Stadtschloss als Ort des Humboldtforums

„In Museen entscheiden wir, wie wir unsere Gegenwart vermessen“

INTERVIEW ANNE HEIMING FOTOS LISA GRÄSSER

Frau Macdonald, auf dem Weg zur Arbeit machen Sie täglich an der Schlossbaustelle vorbei. Was sehen Sie?
Sharon Macdonald: Manchmal bekomme ich einen Schokk wegen des Ausmaßes, es ist riesig! Aber man gewöhnt sich daran. Und ich denke immer daran, dass das die gleiche Route ist, die ich immer fuhr, als ich vor einigen Jahren hier zu Gast war – damals wurde der Palast der Republik gerade abgebaut.

Möchten Sie den?
Er stand für mich für einen Teil Berlins. Ich war 1981 sogar mal dort. Im Erdgeschoss gab es eine Milchbar wo ich was getrunken habe. Im Westteil waren die Straßen voll von Werbung und Leuten – und Oberlin war im Vergleich so leer, so wenige Leute, so wenige Autos. Überall phantasmagorische Gebäude, die aber nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut wurden. Ich hatte nie geglaubt, dass ich zurückkommen würde. Als alle staatlichen Gebäude man wurde, war mit als würde man die Erinnerung mitten in der Stadt mit abbauen. Ich finde es wichtig, dass dieser unumkehrbare Platz. In der so viel Geschichte eingeschrieben ist, mit all diesen Facetten auch im Humboldtforum präsent ist.

Normalerweise stellen Museen das Schöne aus – damals arbeiteten Sie so einem Buch darüber, wie deutsche Ausstellungenhäuser damit umgehen, die nicht so glorreichen Zeiten zu zeigen. Hat sich das geändert?

Absolut. Heute gibt es keine Diskussion mehr darüber, dass man sich mit diesem Teil der Vergangenheit auseinandersetzen muss. Ich habe gerade einen Aufsatz geschrieben, der betont, wie viel Gütes diesbezüglich hierzulande passiert – und dass es ein Garant für einen Moment internationaler Beschämung ist. Die Aufarbeitung, auszuräumen. Und dann las ich heute Morgen einen Artikel über Polen und denke mir, ich muss vielleicht meine Meinung ändern.

Was ist da los?
Die polnische Regierung hat neue Pläne angekündigt für ein ambitioniertes Museum über den Zweiten Weltkrieg, das kommoden lebt in Danzig eröffnet werden sollte. Das ganze Projekt ist man in der Schweiz (siehe Seite 42). Ich bin überzeugt, dass Deutschland in Sachen Aufarbeitung viel weiter ist als andere. Man hat andere Länder sind da zurückhaltender, Österreich – und Polen eben auch.

Beim Thema Nationalsozialismus schon. Mit Blick aufs Humboldtforum sagen Kritiker aber, dass es einen blinde Fleck gebe, was die koloniale Vergangenheit des Landes angeht. Stimmen Sie zu?
Immerhin wird jetzt darüber viel diskutiert, auch darüber, was dieser Aspekt im Museum repräsentiert wird. Das mag zu Beginn des Projekts nicht so gewesen sein. Dass es in den Plänen des Humboldtforums mittlerweile auch darum geht, die Objekte aus dieser Ära gezeigt werden, liegt auch an den Aktivitäten und Lobbygruppen, die Druck von außen ausgeht. Dabei ist es nicht nur die deutsche Seite, die sich wieder überträgt, wenn ich mitbekomme, dass es manche Deutsche nicht über die koloniale Vergangenheit ihres Landes wissen. Auch Deutschland, Großbritannien, ja, aber Deutschland!

„Meinem Leben gegenüber will ich keine museale Haltung einnehmen“

DIE MUSEUMSHISTORIKERIN

Es liegt in der Natur der Dinge, dass Museen Orte des Festhaltens sind. Sie müssen aber auch ermutigt werden, sich zu ändern, meint Sharon Macdonald. Damit keine Musealisierung droht. Nach Berlin gekommen ist die britische Museumswissenschaftlerin nicht zuletzt, um Projekte wie das Humboldtforum zu beraten

Sharon Macdonald

Die Frau: Sharon Macdonald, Jahrgang 1961, ist Anthropologin und Museumshistorikerin. Die Britin hat im Herbst 2015 ihre Stelle am Institut für Europäische Ethnologie angetreten – als Predecessorin der Alexander von Humboldt-Professur. Eines ihrer Bücher heißt „Difficult Heritage“ und behandelt die Herausforderungen von Museen, das „schwierige Erbe“, also unruhliche Teile nationaler Vergangenheiten, zu thematisieren.

Die Forschung: Macdonald baut das Forschungsprojekt CARMAH auf. Das Zentrum für anthropologische Museumswissenschaften und Kulturerbforschung wird finanziert von der Alexander von Humboldt-Stiftung, der Humboldt-Universität, dem Naturkundemuseum und der Stiftung Preussischer Kulturbesitz. Das Zentrum analysiert, wie Museen mit aktuellen gesellschaftlichen und politischen Freischwüngen umgehen. www.eurothno.hu-berlin.de/de/arah

Das Forum: Das Humboldtforum ist die inhaltliche Teil im Rahmen des Wiederaufbaus des Berliner Stadtschlosses. Ab 2015 sollen hier dann Dauerexponate und Kunstwerke, die sich derzeit noch in den Museen befinden, befinden. Über den Baufortschritt des Schlosses kann man sich an den Tagen der offenen Baustelle am 11. und 22. Juni von 10 bis 16 Uhr ein Bild machen.

Sie sind Britin, ebenso wie der Intendant des Humboldtforums Neil MacGregor. Darunter steht der Chef des Stadtmuseums Paul Spies kommt aus den Niederlanden. Braucht man die Außenperspektive rund ums Humboldtforum, damit überhaupt noch was passiert?
In den Anfangszeiten ging es um das Humboldtforum schon in erster Linie darum, die ruhmreichen Schätze zu zeigen – das sich das stark gewandelt hat, liegt teils an den Kritikern, aber eben auch an MacGregor und Spies. Das Projekt steht in einer unübersichtlichen Situation, weil es schon so lange in der Mache ist. Jeder hat seine eigene Agenda, einiges ist schon sehr weit gediehen, sodass es malunter schwierig ist, etwas zu ändern.

Und Sie als Leiterin des internationalen Forschungsprojekts CARMAH, des Zentrums für anthropologische Museumswissenschaften und Kulturerbforschung, haben eine Vermittlerrolle?
Nicht wirklich. Wir schauen uns das alles in erster Linie an – und sind somit notgedrungen immer ein wenig hinterher, wie Historiker. Man versucht, Dinge zu verstehen, die sich zugleich weiterentwickeln. Aber wir schlagen vor, welche Prozesse, Ideen oder Diskussionsstrategien hilfreich sein könnten.

Was haben Sie denn seit Dienstantritt im Herbst alles gemacht?
Nicht vor allem mit dem Aufbau befasst. Es dauert hier ein bisschen lang. Ich habe nun immerhin zwei Doktoranden, eine von ihnen war schon während der Humboldt-Lab-Phase an Bord, als alternative Ausstellungskonzepte fürs Humboldtforum ausgearbeitet wurden. Eine von ihnen kooperiert mit der afrikanischen Sammlung. Sie hat das Modell der „Objekt-Biografien“ fürs Museum erarbeitet. Was eine vielversprechende Variante ist, wie man mit Exponaten umgehen kann.

Das heißt?
Es geht darum, in einer Ausstellung auch mit zu thematisieren, wo die Objekte herkommen, wie sie in den Besitz der Deutschen kamen, wie sich ihr Wert und ihre Bedeutung veränderte, was für eine Rolle sie auf dem Kunstmarkt spielen. Die andere Doktorandin hat etwa auch schon mit herauszufinden, wie bestimmte Dinge vertrieben.

Und was sagen die Besucher? Besonders interessant war etwa die Arbeit mit syrischen Flüchtlingen, die bestimmte Objekte im Museum für islamische Kunst sehen und sich an ihre Heimat erinnern. Würde man etwa diese Geschichten bei den Besuchern zugänglich machen, ließen sich Gegenwart und Vergangenheit verbinden.

Im Humboldtforum werden auch Hunderttausenden Dinge zerlegt. 8.000 zu sehen sein. Welches Exponat kommt so oft was denn gut transportieren?

Mein Job ist nicht, Objekte auszusuchen. Das machen andere. Aber auch, nehmen wir mal das Werk, das hier auf meiner Tasse abgebildet ist (geöffnet zum Kaffeebecher vor sich auf dem Tisch). Das ist aus dem Museum für Islamische Kunst, es ist Teil der Wandverzierungen des Aleppo-Zimmers von 1600, eines der berühmtesten Elemente dort. Myrtike und christliche Heilige. Dagegen ausgehend könnte man Fragen zum Verhältnis der Religion stellen. Objekte können helfen, Menschen vor Augen zu führen, dass die Welt nicht notwendigwie in die Kategorien aufgeteilt ist, in denen sie selbst denken. Und den Namen ihrer Kulturere von 10 bis massiv zerstört wurde.

Und? Weißt das Humboldtforum schon, was es erzählen will?
Soweit ich es beurteilen kann, gibt es momentan nicht die eine, verbindende Geschichte fürs Humboldtforum. Es gab vielleicht irgendwann mal eine Idee, die aber nicht funktioniert. Und nun sucht man eine neue. Neil MacGregor ermutigt die Leute gerade, stärker in diese Richtung zu gehen.

Aktuelle Politik: Nicht das, was man sonst mit ethnografischen Museen verbindet, ist schon. Das ist das Erste, was mir in den Sinn kommt. Vielleicht Irgendwann mal eine Idee, die aber nicht funktioniert. Und nun sucht man eine neue. Neil MacGregor ermutigt die Leute gerade, stärker in diese Richtung zu gehen.

Die No-Humboldt-21-Leute sagen, das Haus sollte als politisch-historisches Museum umdefiniert werden, statt ein

ethnografisches zu sein. Was halten Sie davon?
Ich finde die ganze Kategorie „ethnografisch“ seltsam – für mich sind diese Museen sowieso vornehmlich politisch-historische Gebilde. Es wäre radikal gewesen, gar nicht erst vom „ethnografischen“ Museum zu sprechen. Solche Kategorien schränken von vornherein ein. Beim Humboldtforum gab es anfangs ein starkes Bedürfnis, ethnografische Exponate als Kunst auszustellen, mit Fokus auf ihrer Schönheit.

Solche Museen gibt es ja nach wie vor. Ja, Vorbild war auch das Musée du Quai Branly in Paris – und klar, das lockt viele Besucher an. Aber diese Haltung ist meiner Meinung nach hochproblematisch, es ist entpolitisiert. Das mag für Museen mit west-

licher Kunst funktionieren. Ethnografische Kuratoren arbeiten so schon lange nicht mehr. Man kann heute schlicht kein solches Haus planen, ohne diese politisch-historischen Dimensionen wahrzunehmen.

Paris London, die Niederlande? Inwiefern ist Berlin derzeit der richtige Ort für einen Museumsmenschen?
Wiel hier bei 2019 so viel passieren wird. Da ist nicht nur das Humboldtforum, zu dem jeder eine Meinung hat hier in Berlin, und das Museum für Islamische Kunst, auch das Naturkundemuseum hat Pläne, und das Jüdische Museum wird dann umgestaltet neu eröffnen.

Ist Berlin selbst ein Museum? Das kann man fast sagen, da es hier so viel Geschichte und so viele Museen gibt. Aber meine

Verstellung von einem Museum ist sowieso sehr weit gefasst und nicht nur auf die Gebäude selbst beschränkt. Für mich sind es Orte, die sich aktiv mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen und versuchen, in einen Dialog mit der Bevölkerung zu treten. Für mich sind es keine statischen Orte, sondern immer im Wandel begriffen. Es ist wichtig, Wandel als permanent zu begreifen und Museen zu ermutigen, sich auch zu ändern. So droht keine Musealisierung, die übermächte Generation in 50 Jahren für essenziell erachtet. Das geht Museen genauso.

Inwiefern?
Auch Sammlungen müssen entscheiden, was sie behalten und was sie aussortieren. Brauche ich das Ding als Erinnerung? Und vor allem: Habe ich auch die Geschichte dazu?

Das Schloss selbst hat ja eine Geschichte, bevor auch nur ein Objekt gezeigt wird. Einer der Kritikpunkte lautet: Es werde ein Gebäude wieder aufgebaut, das für eine Phase der Unterdrückung steht. Wie sehen Sie das?
Nun ja, die Frage ist jetzt eben, wie man denn etwas entgegenzusetzen kann, in darf kein Raum für die Eliten werden. Es wäre



Berlin braucht Kästige, auch im Zentrum. Sonst würde Berlin wirklich museal werden.“ Sharon Macdonald im Institut für Europäische Ethnologie in der Mohrenstraße, wo sie ihr Büro hat

Was haben Sie denn zuletzt erstanden?
Oh, ich darf gerade nichts kaufen.

Wieso das?
Ich habe eine kleine Wohnung, und bevor ich hierkam, habe ich sehr viel zugekauft, bis auf die Fotobücher. Ich will keine museale Haltung meinem Leben gegenüber einnehmen, aber man muss sich gut überlegen, was man kauft. Denn was ich heute für überflüssig halte, mag die übermächte Generation in 50 Jahren für essenziell erachten. Das geht Museen genauso.

Was war eigentlich ihr erster Gedanke, als Sie vom Plan mit dem Aufbau des Schlosses hörten?
Als ich erfuhr, dass sie sich für dieses Entwurf entschieden hatten, war ich sehr überrascht. Ich wunderte mich, wieso da nichts von jener radikalen, interessanten Architektur zu sehen war, die ich von Berlin erwartet hätte. Dennoch muss ich zugeben, wenn man wie ich jeden Tag vorbeimarschiert, wird das Schloss so einem Teil ankommen. Es wird sich in die Stadt einfügen. Aber ich hoffe sehr, dass es Stückchen für Stückchen, Berlin braucht Kästige, und zwar auch im Zentrum. Sonst würde Berlin wirklich museal werden – und das wäre schade.

Sharon Macdonald über das Bewahren:

„Man muss sich gut überlegen, was man loswird. Denn was ich heute für überflüssig halte, mag die übermächte Generation in 50 Jahren für essenziell erachten“